Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. תדרכי נפשי עז Vorwärts, mit Macht.

31. Jahrgang. Cincinnati, O., den 20. Januar 1888. Nummer 30

An Henriette!

Als sie Zeitungszänkerin geworden.

Engelreine Henriette,
Bleib doch fern von jener Stätte,
Wo Tinte nur der Bosheit dient.
Bleib immer Du so gut und recht,
Bosheit steht Dir gar zu schlecht;
Du schreibst zu viel und zu geschwind.

Allerliebste Henriette,
Schreib Geschichte im Rosenbette
Umhaucht von sanften Liebesklängen;
Schreib Gefühle aus deinem Busen,
Diene nicht der Bosheit Musen,
Die Edles nur verdrängen.

Herzig süße Henriette,
Schreiben kann ich um die Wette
Mit Männern, die disputiren.
Waffen gegen Mädchengrimm
Hab' ich nicht und das ist schlimm,
Da muß ich gleich kapituliren.

Kann nicht heucheln, kann nicht lügen,
Kann ein Mädchen nicht besiegen,
Verwunde nie ein Weib zum Scherz.
Gnade! Henriette, Gnade!
Weich' vom blut'gen Kriegespfade,
Sei Mädchen wieder, du edles Herz.

Kleine, schöne Amazone,
Streite nicht ob Ruhmeskrone,
Was geht die Ruhmespalm' dich an.
Wächst doch darauf kein Blümchen dir,
Ist doch alles schlecht's Papier,
Was geht die Ruhmespalm' dich an!

Misch dich nicht in Männerzank,
Bringt dir wahrlich keinen Dank
Und keine Ehre obendrein.
Eifersucht und Neid betonen,
Paßt gar schlecht zu Ruhmeskronen;
Doch Männer dürfen Narren sein.

Herzensgute Henriette,
Breche doch die Sklavenkette,
Die fesselt dich an böse Leut'.
Sei doch nicht, du liebes Mädchen,
Des Mephisto bethörtes Gretchen,
Mein liebes Kind, sei doch gescheidt.

Ein Ausgezankter.

Philosophischer Theolog.

Er spielt in seinen Reden gern
Den philosoph'schen Theologen,
Doch leider sind dem frommen Herrn
Die strengen Hörer nicht gewogen:
Den Ruhm, den er so schwer mag missen,
Den will man keck ihm rauben —
Man glaubt nicht an sein weltlich Wissen,
Und er — weiß nichts vom Glauben!

Rabbi Joselmann von Rosheim.

Eine historische Erzählung aus der Zeit der Reformation, von Dr. Lehmann.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Senat der deutschen Reichsstadt Frankfurt am Main hatte sämmtliche Israeliten, die unter seiner Botmäßigkeit standen, in die große Synagoge, genannt Altschul, berufen lassen. Mit Zittern und Zagen waren die Armen gekommen; sie wußten, daß es nichts Gutes war, was ihnen auf so feierliche Weise mitgetheilt werden sollte. Als Alle versammelt waren, trat der Schultheiß vor die heilige Lade und verlas einen kaiserlichen Erlaß, des Inhalts, daß ein ehemaliger Jude, Namens Johannes Pfefferkorn, der zum Christenthume übergetreten sei, es nicht länger habe mit Stillschweigen ertragen können, daß in den rabbinischen Schriften, namentlich im Talmud, Gehässigkeiten gegen den Stifter der christlichen Religion und gegen die christlichen Glaubenswahrheiten verbreitet werden. Der Proselyt habe daher die kaiserliche Gnade angefleht, ihm zu gestatten, sämmtliche Bücher des erwähnten Inhalts zu konfisziren und zu verbrennen; seine Majestät, der Kaiser, habe darauf anzuordnen geruht, daß sämmtliche hebräischen Bücher aller Juden in Deutschland dem Pfefferkorn zur Prüfung und eventuell zur Vernichtung übergeben werden sollten.

Kaum hatte der Schultheiß die Verlesung des kaiserlichen Edictes vollendet, als sich in der Synagoge Weinen und Wehklagen erhob. Alles hatten die Juden verloren, Vaterland und Heimath; gedrückt, gequält und verfolgt waren sie überall, nur ein Schatz war ihnen geblieben, der Quell ihres Lebens, der einzige Trost in allem Ungemach, die heilige Gotteslehre, und nun sollte auch diese ihnen geraubt werden! Die Vorsteher der Gemeinde, Rabbi Moses zur Kanne, Rabbi Jakob zur Kulpe, und Rabbi Moses Cohen bestürmten den Schultheißen mit Bitten und Flehen, doch ihrer zu schonen. Dieser zuckte mit den Achseln und sagte: „Es ist kaiserlicher Befehl; ich kann dabei nichts machen. Wendet Euch mit Euren Bitten an des Kaisers Majestät. Zwar glaube ich nicht, daß es Euch etwas nützen wird; denn der Proselyt Jahannes handelt mit Auftrage der heiligen Prediger-Mönche von Köln, der Brüder vom Orden des heiligen Dominicus, und diese haben des Kaisers Schwester, die Herzogin Kunigunde von Bayern, für sich gewonnen, welche des Kaisers Majestät solange angefleht, bis er dem Pfefferkorn den Befehl hat ausfertigen lassen."

Nach diesem trostlosen Bescheide wollte sich der Schultheiß, gefolgt von den Rathsdienern, entfernen; aber Rabbi Moses zur Kanne hielt ihn fest.

„Gestrenger Herr Schultheiß," sagte er, „verzeiht; wenn wir unsere Bitten vor den Thron unseres allergnädigsten Kaisers bringen und Seine Majestät gewährt uns Gnade, so hat bis dahin der Proselyt unsere heiligen Bücher schon vernichtet und verbrannt. Gewährt also Aufschub, bis die Antwort von des Kaisers Hof zurück ist."

„Ich kann nicht, des Kaisers Befehl ist deutlich und klar. Ihr müßt die Bücher dem Pfefferkorn ausliefern."

Noch an demselben Tage begann Pfefferkorn seinen Henkersgang gegen die rabbinischen Schriften. Zuerst ging er zum Rabbiner. Auf dem Tische lag ein geschriebenes Psalmbuch mit dem Commentare des Rabbi David Kimchi. Damals gab es noch wenige gedruckte Bücher. Erst siebenzig Jahre zuvor war die Buchdruckerkunst in Mainz erfunden worden und noch nicht allgemein verbreitet. Die Bücher hatten zu jener Zeit einen großen Werth und repräsentirten ein bedeutendes Kapital.

Pfefferkorn nahm das Psalmbuch und sah nach dem Titel; aber das Titelblatt und die ersten Blätter fehlten. Er blätterte darin; es war ohne Vokale in rabbinischer Kurrentschrift geschrieben.

„Nehmt das Buch," sprach er zu den Dienern, „es ist das Buch Jesaias mit dem gotteslästerlichen Kommentar des gottverdammten Abarbanel, voller Schmähungen gegen die reine Christenlehre."

„Du selbst bist ein gottvergessener Sünder, ein unwissender Mensch," schrie der Rabbiner. „Kannst nicht einmal ein Psalmbuch von einem Jesaias unterscheiden und willst Dich aufwerfen zum Richter über unsere heiligen Schriften! O, wehe der Mutter, die Dich geboren, wehe dem Vater, der Dich gezeugt!"

„Haltet Euer ungewaschenes Maul, Rabbi, sonst belange ich Euch wegen Majestätsbeleidigung, denn ich handle im Namen und im Auftrage des Kaisers!"

Der Rabbi schwieg; er mußte zusehen, wie seine ganze Büchersammlung, die ihm lieber war als sein Leben, hinweggetragen wurde. Als Pfefferkorn gegangen war, zerriß der Rabbi sein Gewand, setzte sich auf die Erde, wie in Trauer um einen Gestorbenen, und weinte. So trafen ihn seine Schüler, und Einige setzten sich zu ihm auf die Erde und weinten mit ihm. Aber Einer von ihnen, Simon aus Bingen, sprach:

„Nicht also, Rabbi, verzweifelt nicht. Tachath hapilpul jaaleh Lekach tob, anstatt des Pfefferkorns, den Gott verderben wird, werden wir unsere guten Lehrbücher wieder erhalten. Euch aber, Rabbi, hat Gott die Gnade gegeben, daß Ihr der Bücher nicht bedürft. Wisset Ihr doch die ganze Thora auswendig. Lehret uns ohne Buch."

Da erhob sich der Rabbi und hielt seinen scharfsinnigen, talmudischen Vortrag auswendig. Und die Schüler hörten und wagten bald diesen, bald jenen Einwand. Solange es sich nur um Gemara und Raschi und Toßaphot handelte, ging Alles ganz gut. Da aber erwähnte einer der Schüler der Lehrmeinung des Rabbi Salomon ben Aderath, und es entspann sich ein lebhafter Streit über den Wortlaut derselben.

„Neiße Sepher wenecheseh"*), sprach der Rabbi, im Eifer des Studiums das große Ereigniß des Tages vergessend. Dann aber erinnerte er sich, zerriß auf's Neue sein Gewand setzte sich auf die Erde und weinte, und alle seine Schüler thaten wie er.

1500 hebräische Pergamentrollen, geschriebene und gedruckte Bücher konfiszirte Pfefferkorn allein in Frankfurt. Der materielle Werth dieser Bücher belief sich zu jener Zeit auf viele tausend Goldgulden.

Die Vorsteher der Gemeinde beriethen, was zu thun; da trat der Gemeindediener in das Berathungszimmer und meldete einen Fremden, der dringend wünsche, vor den Vorstehern zu erscheinen. Man gestattete es, und der Fremde trat ein.

„Verzeiht, meine Herren," sprach er, „daß ich mich in Eure Berathungen eindränge; aber vielleicht kann ich Euch in der Angelegenheit, die Euch gegenwärtig beschäftigt,, nützlich sein; ich heiße Joselmann und bin aus Rosheim im Elsaß; mein Vater, sein Andenken sei zum Segen, hieß Rabbi Gerson, aus der Familie Loans."

„Gesegnet sei Euer Kommen," sagte Rabbi Moses zur Kanne," dem Fremden einen Sessel hinschiebend. „Setzt Euch und redet, was Ihr zu reden habt. Kommt Ihr wegen der neuen Geseroh?"

„So ist es," entgegnete Rabbi Joselmann. „Was habt Ihr zu thun beschlossen?"

„Wir sind rathlos, ganz rathlos! Sollen wir eine Deputation schicken an den Kaiser? Unterdeß verbrennt der Meschumod alle unsere heiligen Bücher. Es ist eine Mackoh ascher lo keßuwoh, eine Plage, wie sie nie vorher vorgekommen."

„Man muß vor Allem Aufschub zu erlangen suchen."

„Der Senat dieser Stadt weigert uns jede Einmischung."

„So muß man suchen einen hohen Herrn, der in der Nähe wohnt, für unsere Angelegenheit zu interessiren, daß er den Meschumod an seinem schlechten Vorhaben hindere."

„Wer wäre so mächtig und so kühn, gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers einschreiten zu wollen?"

„Ich kenne nur einen, der das vermöchte und der es vielleicht auch thun würde. Es ist der Kurfürst von Mainz, nach dem Kaiser der mächtigste und einflußreichste deutsche Fürst, der Kanzler des Reichs, der erste Fürst der deutschen Kirche. Ihr habt gehört, meine Herren, daß Uriel von Gemmingen im vorigen Jahre (1508) zum Kurfürsten ist erwählt worden. Er hat dem Domkapitel und der

*) Laßt uns das Buch holen und nachsehen.

apostolischen Kammer 25,000 Silbergulden zahlen müssen; er stammt aus dem Kraichgau, und ich besorge für sein ganzes Geschlecht die Geldgeschäfte; sein Vetter beauftragte mich, das Geld herbeizuschaffen; es ist mir unter göttlichem Beistande gelungen. Die Fugger von Augsburg haben das Geld hergeliehen; ich habe es soeben der kurfürstlichen Kammer überbracht."

„Ach," rief Rabbi Jakob zur Kulpe, „so seid ihr ein Günstling des Kurfürsten von Mainz? Ihr erscheint uns wie ein Engel Gottes."

„Ich kenne den Kurfürsten nicht und habe sein Antlitz nicht gesehen. Er ist ein gar gelehrter und stolzer Herr; er ist Doktor beider Rechte und war, da er noch als Domdechant fungirte, vom Kaiser zum Beisitzer des Reichskammergerichts zu Speier ernannt worden. Das ganze Geschäft habe ich lediglich mit der kurfürstlichen Kammer verhandelt. Allein, der Kurfürst, Gott segne ihn, ist kein Feind der Juden. Ihr wißt, daß sein Vorgänger, Kurfürst Jakob, aus der Familie derer von Liebenstein, alle unsere Brüder aus dem ganzen Kurfürstenthume Mainz ausgewiesen hat. Kurfürst Uriel hat den Jehudim nicht allein gestattet, in ihre Wohnungen zurückzukehren, ihre Häuser wieder in Besitz zu nehmen, überall im Kurfürstenthume, außer in der Hauptstadt Mainz, zu wohnen, er hat auch unsern Bruder, Rabbi Lippmann Doktor, aus der Familie Beifuß, zu seinem Leibarzt ernannt."

„Seid gesegnet für die frohe Botschaft," rief Rabbi Moscheh Kohen, „vielleicht gewährt uns Gott auf diesem Wege Hilfe und Rettung."

„Der Kurfürst weilt jetzt in Aschaffenburg in seiner Sommer-Residenz, und sein Leibarzt ist bei ihm. Wenn einer von Euch mit mir reisen wollte ...."

„Ich reise mit Euch," sagte Rabbi Moscheh Kohen.

„So wollen wir eilen, und morgen mit Tagesanbruch mainaufwärts reiten.

V.

In seinem Sommerschlosse zu Aschaffenburg saß Kurfürst Uriel; er war ein schöner Mann von vierzig Jahren, doch trug sein Gesicht die Spuren eines inneren Leidens. Vor ihm stand sein Leibarzt, von seinen Glaubensgenossen Rabbi Lippmann Doktor genannt; er entstammte der Familie Beifuß, in welcher während des ganzen Mittelalters, bis auf unsere Tage, die ärztliche Kunst heimisch war. Rabbi Lippmann war nicht nur ein sehr geschickter Arzt, er war auch ein bedeutender Talmud-Gelehrter, und sein fürstlicher Gönner ernannte ihn später zum Oberrabbiner oder, wie damals der Titel lautete, zum Hochmeister sämmtlicher Juden des Kurfürstenthums Mainz.

„Ich hoffe," sagte der Arzt, „daß Eurer kurfürstlichen Gnaden die gute, reine Luft, wie sie hier vom Spessart herüberweht wohl thun wird. Aber um Eines muß ich dringend bitten: Eure kurfürstliche Gnaden müssen jede Aufregung strengstens vermeiden. Mein gnädigster Herr muß schon fünf gerade sein lassen und sieben dazu. Die Aufregung ist Gift für meines theuren Herrn Zustand."

„Aber Lippmann, wie kann ich das! Ich weiß, Du bist mir ein treuer Diener und Du meinst es gut mit mir und denkst nur an meine Gesundheit; aber ich bin nicht mehr der Domdechant von Gemmingen, ich bin der erste deutsche Reichsfürst, der erste Kirchenfürst in Deutschland und der Beherrscher eines großen Landes. Wie viel Mißbräuche gibt es abzustellen! Die einzelnen Geistlichen verwalten drei, vier Kanonikate, beziehen die Einkünfte und vernachlässigen die geistlichen Aemter; in Erfurt haben gewissenlose Vierherren (Bürgermeister) die Stadt in Schulden gestürzt und ihre Güter verpfändet. Die ganze Verwaltung des Kurfürstenthums liegt im Argen, und wenn es meine Pflicht nicht erheischte, für die Verbesserung der Zustände zu sorgen, so träte doch die Nothwendigkeit an mich heran. Der Ertrag der Zölle und Steuern wird von gewissenlosen Beamten unterschlagen, und es fließt nichts in die kurfürstlichen Kasse; die Beamten meines Hofes, Köche und Kellner und Bänder stehlen wie die Raben. Wo soll das hinaus, wenn ich nicht um Alles mich selber kümmere? Die Schuld, die Dein Freund Joselin von Rosheim für mich bei den Fuggers aufgenommen hat, muß bezahlt werden. Sage selbst, kann ich, darf ich mich von allen Geschäften zurückziehen, um mich vor Aufregung zu hüten?"

„Gnädigster Herr, es ist auch das nicht meine Meinung; ich meine nur, Eure kurfürstliche Gnaden sollten Euer heftiges Temparament beherrschen und alle Bestimmungen in Ruhe und Gleichmuth treffen. Ich selbst möchte meinen gnädigsten Herrn mit einem Geschäfte behelligen. Heute in der Frühe ist jener Joselin, den mein gnädigster Herr vorhin erwähnte, mit einem Juden aus Frankfurt am Main zu mir gekommen und haben mir Kunde von unerhörten Geschehnissen gebracht. Ein getaufter Jude, Namens Pfefferkorn, von den Predigermönchen in Köln dazu beauftragt, hat vom Kaiser Maximilian ein Mandat erwirkt, das ihn berechtigt, alle hebräischen Bücher zu konfisziren und zu verbrennen, unter dem Vorwande, daß dieselben Feindliches gegen die Lehre der Christen enthalten. Der Apostat ist ein ganz unwissender Mensch, der nicht einmal ein hebräisches Psalmbuch von einem Jesaias zu unterscheiden vermag. Gnädigster Herr, es ist das ein großes Unglück, das uns bedroht, denn unsere heiligen Bücher sind unser größter Schatz und der Quell unseres Lebens."

Der Verlust wäre nicht allein für Euch, er wäre für die Wissenschaft. Was würde mein Freund Reuchlin, der die hebräische Sprache und Literatur so sehr liebt und verehrt, dazu sagen?"

„Eure kurfürstlichen Gnaden beglücken mich sehr durch dieses hochherzige Wort.— Meine Brüder in Frankfurt wollen eine Deputation an den Kaiser senden. Allein, bis diese zurückgekehrt hat der Apostat die Bücher und Pergamente, mehr als 1500, darunter Werke von unschätzbarem Werthe, verbrannt. Wenn Eure kurfürstli- Gnaden die Verbrennung inhibiren und einen Aufschub bewirken wollten?"

„Lippmann, wie kann ich mich da einmischen, wie darf ich einem kaiserlichen Befehl, der mich nicht einmal direkt berührt, entgegentreten?"

„Eure kurfürstlichen Gnaden sind als Erzbischof von Mainz, als Kanzler des Reichs, der vom Kaiser eingesetzte Beschützer und Versorger der Juden."

„Nicht eo ipso, mein Freund. Zwar haben viele meiner Vorgänger ein solches Mandat vom Kaiser empfangen; aber ich bin nicht im Besitze desselben."

„Meine Brüder in Frankfurt sind bereit, für die Erwirkung eines Aufschubes, 10,000 Silbergulden in die kurfürstliche Kasse zu zahlen"

„Die Summe käme mir gut zu Statten; allein ich kann sie nicht verdienen. Ich würde mir des Kaisers Ungnade zuziehen und in Verlegenheiten gerathen wie der Kurfürst von der Pfalz zur Zeit des bayerischen Erbfolgekrieges. Ja, wenn der Apostat es wagte, auch nur ein Buch einem in Kurmainz ansässigen Juden wegzunehmen, dann hätte ich einen Vorwand, ihn hierher zu zitiren, und dann würde ich schon Gelegenheit finden, die Sache in die Länge zu ziehen; was aber gehen mich die Frankfurter Juden an?"

In der Wohnung des Arztes warteten Rabbi Joselmann Rosheim und Rabbi Moscheh Kohen mit Ungeduld auf die Rückkehr des Hausherrn. Dieser erschien endlich, betrübt und traurig, da er den abschlägigen Bescheid des Kurfürsten zu überbringen hatte.

„Es ist nichts," sagte er, „der Kurfürst will sich der Ungnade des Kaisers nicht aussetzen."

„Verzeiht," sagte Rabbi Joselmann, „wenn ich Euch bitte, mir jedes Wort, das Ihr in dieser Angelegenheit mit dem Kurfürsten gesprochen habt, zu wiederholen."

Und Rabbi Lippmann that also. Als er geendet hatte, sagte Rabbi Joselmann: „Die Sache steht nicht ungünstig; ich reise sofort nach Frankfurt zurück. Ihr werdet bald von mir hören."

„Was gedenkt Ihr zu thun?" fragte der kurfürstliche Leibarzt.

„Ich will den Meschumed veranlassen, nach Weisenau zu gehen und auch dort die heiligen Bücher zu konfisziren. Dann wird der Kurfürst Grund haben, sich einzumischen."

„Und wie wollt Ihr das anfangen?"

„Noch weiß ich es nicht; aber ich vertraue zu Gott, daß Er mir den rechten Weg zeigen wird. Laßt eilig mein Pferd satteln, Rabbi Lippmann; ich gedenke heute noch Hanau zu erreichen. Dort will ich übernachten."

Bald nachher ritt Rabbi Joselmann mainabwärts. Tausend Pläne schmiedete sein lebhafter Geist. Da sah er die Sonne sinken am Horizont. Er hielt sein Pferd an und betete das Minchah-Gebet, gewaltsam alle fremde Gedanken bannend. Als er das Gebet beendet hatte und weiterritt, da kam es ihm wie eine Erleuchtung; sein Plan war gefaßt.

In Hanau kehrte er bei dem Rabbiner Salomon Poppers ein, durch dessen Vermittelung er sich einen Anzug verschaffte, wie ihn die christlichen Bürger zu tragen pflegten.

Am andern Tage ritt er nach Frankfurt und stieg am Hause zur Kanne ab.

„Was befiehlt der Herr?" fragte ihn Rabbi Moscheh, der Eigenthümer des Hauses.

„Ihr kennt mich nicht?"

„Rabbi Joselmann! Und in diesem Aufzug."

„Verrathet mich nicht! Habt Ihr mit dem Meschumed unterdeß unterhandelt?"

„Der Schuft verlangt hunderttausend Goldgulden, eine Summe, für die man ein Königreich kaufen kann."

„Keinen Heller soll er erhalten. Lebt wohl, Ihr werdet bald von mir hören!"

VI.

Im Gasthofe „zum Weidenbusch" in Frankfurt a. M. saßen ein Mann und eine Frau beim Abend-Imbiß. Der Mann war klein, häßlich, rothhaarig, hatte eine große Habichtsnase, kleine, graue, stechende Augen und einen Mund, der fast von einem Ohre zum andern sich erstreckte. Die Frau war jung und schön; doch hatte sie etwas Freches in Blick und Geberden, was einen unangenehmen Eindruck hervorbrachte.

Der Mann hatte soeben eine tüchtige Portion Schweinsbraten mit Sauerkraut vertilgt; jetzt spülte er ihn mit einem großen Schoppenglase voll perlenden Rheinweins hinunter.

„Köstlich, süperb!" sagte er. „Meinst Du nicht, Maria, daß es schon der Mühe werth ist, sich von den Heilswahrheiten erleuchten zu lassen, um solche Edelmannskost zu essen und solch fürstlichen Wein zu trinken?"

„Gewiß, Jossef," antwortete die Frau.

„Johannes! wenn ich bitten darf."

„Ach, Jossef, laß die Possen, wenn wir allein sind; ich hätte nichts dagegen, wenn Du mich wie ehedem Sprinzele nennen würdest. Du aber sagst immer „Maria"; ich weiß manchmal nicht, wen Du meinst."

„Ich muß Dich ernstlich bitten, mich immer „Johannes" zu nennen, auch wenn wir allein sind."

„Nun meinetwegen, Jossef, wenn Du es wünschest sag' ich immer Johannes."

„Du hast mich aber schon wieder bei dem alten Namen genannt."

„Nimm's nicht übel, Jos...., Johannes, es ist die Macht der Gewohnheit."

„Man muß sich von den alten Gewohnheiten freimachen, wenn man durch die Taufe gleichsam ein neugeborener Mensch geworden ist."

„Laß doch wenigstens mir gegenüber die Narrenspossen, Jossef. Du weißt, ich halte treu zu Dir; aber die Possen kann ich nicht leiden. Als Du in Butschowitz als überführter Dieb gehängt werden solltest ...."

„Wirst Du still sein!"

„Da kam Dir plötzlich die Erleuchtung, Du ließest Dich taufen, und ich als Deine getreue Frau ...."

„Rühme Dich nur! Dein Loos wäre ein noch schlimmeres gewesen als meines; Dein sträfliches ...."

Sie hielt ihm den Mund zu.

„Was zanken wir uns!" sagte die Frau. „Laß uns lieber von etwas Anderm reden. Ich glaube, Du hast Deine Forderung der hiesigen Juden gegenüber zu hoch gespannt. 100,000 Goldgulden können sie nicht aufbringen; so wirst Du gar nichts erhalten!"

„Konnte ich denn weniger fordern! Den ehrwürdigen Vätern zu Köln habe ich 50,000 Goldgulden versprochen, und mir muß doch auch eine erkleckliche Summe übrig bleiben. Dann gehe ich nach Mähren zurück und kaufe eine Standes-Herrschaft oder ein Rittergut, und wir leben dann lustig und in Freuden; der Kaiser erhebt mich in den Adelstand und Du wirst dann eine adelige Dame werden."

„Ich fürchte," das sind Luftschlösser, Josef ...."

„Johannes!"

„Meinetwegen Johannes. Du spannst den Bogen zu straff; die Juden können nicht geben, was sie nicht haben."

„Die hiesigen Juden sind reich. Was sie selbst nicht haben, das müssen die von Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Prag und allen andern Städten zuschießen. Laß mich nur gewähren, ich kriege das Geld schon; ihre Bücher werden sie nicht missen wollen."

Es wurde an die Thüre geklopft.

„Herein!" rief der Apostat.

„Habe ich die Ehre," fragte der Eintretende — es war Rabbi Joselmann, „den ehrsamen Neophyten Herrn Johannes Pfefferkorn und dessen züchtiges Ehegespons zu begrüßen?"

Pfefferkorn und sein Weib standen auf und verneigten sich.

„Ich heiße Raphael," fuhr der Fremde zu reden fort, „und bin aus Kolmar; auch ich bin als Jude geboren."

„Seid willkommen, mein Bruder," rief Pfefferkorn. „Nehme der Herr Bruder Platz."

„Ich danke; ich habe Wichtiges mit Euch zu reden. Darf ich die ehrsame Frau bitten ...."

„Sagt mir, was Ihr zu sagen habt. Ich habe keine Geheimnisse vor meinem Weibe."

„Es droht Euch Gefahr. Ihr habt von den Juden 100,000 Goldgulden verlangt; sie senden eine Deputation an den Kaiser und klagen Euch der Gewinnsucht an."

„Der Kaiser wird ihnen nicht glauben."

„Sie heben hervor, daß Ihr lediglich die Bücher der reichen Frankfurter Juden konfiszirt habt. Deßhalb geht mein Rath dahin, daß Ihr Euch augenblicklich, oder doch morgen in aller Frühe auf den Weg macht und nach Weisenau bei Mainz zieht. Dort ist eine arme Judengemeinde; aber es wohnen viele gelehrte Männer daselbst, die mancherlei Bücher besitzen. onfiszirt Ihr die Bücher der armen Ju-

den von Weisenau, so sieht die ganze Welt, daß es Euch nicht um Gelderpressung, sondern lediglich um die Sache zu thun ist."

„Euer Rath ist gut, und ich werde mit dem Marktschiff nach Mainz hinunterfahren."

„Das nächste Schiff geht erst Freitag, wenn Ihr reiten möchtet ..."

„Nein, ich kann mein Weib nicht allein zurücklassen."

„So miethen wir einen Wagen, ich muß doch nach Mainz, und bin deßhalb gern bereit, die Hälfte der Kosten zu zahlen."

Der Vorschlag gefiel dem Apostaten, und so fuhren denn die drei am anderen Morgen nach Mainz, wo sich Pfefferkorn auf die kurfürstliche Kanzlei begab, seine Vollmachten vorzeigte und dann in Weisenau lustig konfiszirte. Der angebliche Raphael von Kolmar begleitete ihn.

Da es keinen Rabbiner zu Weisenau gab, so suchte Pfefferkorn zuerst den Melamed, den Kinderlehrer, auf, nahm ihm alle seine Bücher — einen Pentateuch, ein Gebetbuch und ein Psalmbuch—weg und gab ihm eine Empfangsbescheinigung mit dem Versprechen, daß die Bücher, wenn nichts Christenfeindliches darin gefunden würde, zurückgegeben werden sollten. Der angebliche Raphael verabschiedete sich nunmehr von Pfefferkorn. Statt aber seine Reise fortzusetzen, begab er sich zu dem Melamed zurück.

„Rabbi Jekele," sagte er zu diesem, „es kann lange dauern bis Ihr Eure Bücher zurückbekommt. Nehmt diese fünf Gulden und kauft Euch andere; dafür sollt Ihr mir die Empfangsbescheinigung des Meschumod geben.

Der Melamed nahm hocherfreut das Geld und gab den Zettel dafür.

„Und nun, lieber Rabbi Jekel, könnt Ihr mir hier einen Roßtäuscher empfehlen?"

„Hart neben mir," sagte Rabbi Jekel, „wohnt Salme Diez, der berühmteste Pferdehändler weit und breit."

Rabbi Joselmann begab sich zu diesem.

„Borgt mir ein gutes Pferd," sagte er, „ich will Euch den vollen Werth desselben hinterlegen."

„Ich gebe Euch mein bestes Pferd, Rabbi Joselmann," entgegnete der Roßtäuscher, „Ihr braucht mir nichts zu hinterlegen.

„Ihr kennt mich?"

„Gerade heute vor drei Wochen sah ich Euch in Augsburg, als ich dem Antonio Fugger ein Reitpferd ablieferte."

Das Pferd war bald gesattelt; Rabbi Joselmann bestieg es, um nach Aschaffenburg zu reiten.

Heutzutage führt uns der Kourierzug in anderthalb Stunden von Mainz nach Aschaffenburg; damals war's eine lange Reise. Es war schon spät am Nachmittage, die Bäume warfen bereits langgedehnte Schatten. Rabbi Joselmann ritt rheinaufwärts, bis er an die fliegende Brücke zwischen Nierstein und Oppenheim kam; dort ließ er sich über den Rhein setzen. Noch eine halbe Stunde ritt er landeinwärts; da begann die Nacht sich herniederzusenken. Rabbi Joselmann hielt sein Pferd an in der Nähe eines Dorfes und fragte einen des Weges kommenden Landmann:

„Wie heißt dieses Dorf?"

„Geinsheim."

„Wohnen Juden daselbst?"

„Gewiß."

„So führt mich zu dem Vorsteher der Judengemeinde."

Der Bauer that also, und Rabbi Joselmann fand eine freundliche Aufnahme. Es war gerade Zeit, in die Synagoge zu gehen zum Abendgebete.

Nach dem Gebete kehrte Rabbi Joselmann in das Haus des Vorstehers zurück, wo man ihm ein einfaches Mahl, Milchsuppe und Brod, vorsetzte. Aber es schmeckte dem Hungrigen köstlich. Er hatte für den Tag einen Fasttag gelobt, damit Gott sein Werk gelingen lasse, und aß nun mit doppeltem Appetit.

Nachdem Rabbi Joselmann seinen Hunger gestillt hatte, bat er um ein hebräisches Buch, damit er den Tag mit dem Studium der Gotteslehre beschließe. Da brachte man ihm ein prachtvolles, auf Pergament geschriebenes Pentateuch-Exemplar, das außer dem heiligen Urtext die chaldäische Uebersetzung des Onkelos, die große und kleine Maßora und einen außerordentlich korrekt geschriebenen Raschi-Kommentar enthielt.

Als Rabbi Joselmann das schöne, werthvolle Werk erblickte, stand er auf, hob seine Hände gen Himmel und sprach:

„Gelobt sei Gott, der seine Liebe und Gnade dem Hause Israels nimmer entziehe! Niemals wird der Meschumod in solch' entlegene Dörfer dringen, um Jakob seiner größten Schätze zu berauben."

Dan las er eifrig in dem Raschi-Kommentar und fand viele von den gewöhnlichen Lesarten abweichende, bessere und korrektere. Kaum bemerkte er das, so suchte er eifrig den 22. Vers des 25. Kapitels des 2. Buch Mosis auf, wo nach unsern gewöhnlichen Büchern Raschi in seiner Thora einen Buchstaben mehr gehabt zu haben scheint, und als er nun fand, daß hier, in dem ihm vorliegenden, korrekt geschriebenen Buch, Raschi vollständig mit dem heiligen Urtext übereinstimmte, da küßte er das Buch und sprach, Freudenthränen vergießend:

„Gesegnet sei der Schreiber, der die Worte meines Urahns Raschi so niedergeschrieben, wie sie aus dessen Feder geflossen."

Die halbe Nacht studirte er in dem Buche und schrieb sich die besseren Lesarten auf.

Am andern Morgen in der Frühe nahm er Abschied von seinen freundlichen Wirthen, die noch Kindern und Enkeln von dem heiligen Manne erzählten, den zu beherbergen sie einst das Glück gehabt hatten.

Mittag war vorüber, als Rabbi Joselmann über die Mainbrücke in Aschaffenburg einritt und seinem Freunde, Rabbi Lippmann Doktor, die Bestätigung und den Beweis brachte, daß Pfefferkorn im Lande des Kurfürsten von Mainz hebräische Bücher konfiszirt hatte.

VII.

Der Leibarzt des Kurfürsten hatte gleich nach der Ankunft Rabbi Joselmann's seinem Herrn die Anzeige gemacht, daß Pfefferkorn sich unterfangen habe, auch auf Mainzer Gebiet die hebräischen Bücher der Unterthanen seiner kurfürstlichen Gnaden wegzunehmen, und Kurfürst Uriel hatte sofort einen reitenden Boten entsendet, um Pfefferkorn zur Rechtfertigung seines Verfahrens nach Aschaffenburg zu laden. Darauf hatte der Kurfürst mit seinem Leibarzt Berathung gepflogen, wie dem Proselyten am Besten beizukommen, und der Arzt hatte sich die Erlaubniß erbeten, seinen Freund Joselin von Rosheim bei seiner kurfürstlichen Gnaden einführen zu dürfen, und nun standen die beiden Israeliten in demüthiger Haltung vor dem ersten und mächtigsten Fürsten des deutschen Reichs, der da stets und immer der Erste war nach dem Kaiser.

„Wenn kurfürstliche Gnaden," sagte Rabbi Joselmann, „gnädiglich gestatten wollen, daß ich meine geringe Meinung äußere, so müßte man die Sache folgendermaßen anfangen. Das kaiserliche Mandat lautet dahin, daß Pfefferkorn zu untersuchen und zu prüfen habe, ob die Schriften der Juden Feindseliges gegen die Christenlehre enthalte. Nun aber ist dieser Joseph, oder vielmehr Johannes Pfefferkorn ein in den rabbinischen Wissenschaften ganz unerfahrener, unwissender Mensch. Wenn Eure kurfürstlichen Gnaden ihn dahin brächten, daß er selbst das zugestehen müßte, so beruht das kaiserliche Mandat auf einer irrthümlichen Voraussetzung und ist ungiltig."

„Und ist eo ipso ungiltig," wiederholte der Kurfürst. „Du bist ein feiner Kopf, Joselin! Schade, daß Du nicht ein Jurist geworden bist. Deine Schlußfolgerung ist ganz richtig, aber wie fange ich es an, dem Proselyten die Ueberzeugung beizubringen, daß ich weiß, daß er nichts weiß? Der unwissendste Jude versteht immer noch Hebräisch. Er wird sich mir gegenüber als ein Gelehrter geriren."

„Wollten nicht," fragte der Arzt, „Eure kurfürstliche Gnaden eine jüdische Kommission, bestehend aus dem hiesigen Rabbiner, meinem Freunde Joselin und mir, einsetzen, um diesen Pfefferkorn zu prüfen?"

„Nein, das geht nicht, das ließe mich parteiisch für die Juden erscheinen, und der Proselyt würde einer solchen Kommission die Anerkennung versagen."

„Gnädigster Herr," sagte Rabbi Joselmann, „der erhabene Geist Eurer kurfürstlichen Gnaden, könnten in einer halben Stunde talmudisches Wissen genug aufnehmen, um den Apostaten zu zwingen, seine Unwissenheit zuzugestehen."

„Das wäre! Du machst mich neugierig, Joselin."

„Mein gnädigster Herr ist einer der berühmtesten Rechtsgelehrten des deutschen Reichs. Die Rechtsgrundsätze, die auf dem Naturrecht beruhen, sind in allen Jurisdiktionen fast dieselben. Es käme also nur darauf an, einige Eurer kurfürstlichen Gnaden geläufige Rechtsgrundsätze gleichsam in ein talmudisches Gewand zu kleiden, indem wir meinem gnädigsten Herrn die spezifisch tulmudischen Ausdrücke und Bezeichnungen dafür mittheilen."

„Fürwahr, das ginge! Wohlan, so will ich bei Euch Beiden Unterricht in talmudicis nehmen. Trage Du vor, Joselin, und Du, Beifuß, schreibe mir die technischen Ausdrücke auf, damit ich mein Gedächtniß nicht mit denselben zu beschweren brauche."

„Um ganz sicher zu gehen," begann Rabbi Joselmann seinen Vortrag, „will ich ein talmudisches Thema wählen, welches den Ungelehrten völlig unbekannt, den Gelehrten aber sehr geläufig ist. Es heißt: „Hesek scheeno nickor," auf deutsch wörtlich: ein Schaden, der nicht erkennbar ist...."

„Schreibe auf, Doktor: Esseg schöner Nickel!"

Rabbi Lippmann hatte schon die Worte in lateinischen Buchstaben niedergeschrieben und präsentirte sie ehrfurchtsvoll seinem Herrn, der sie dann richtig ablas.

„Der Sinn," fuhr Rabbi Joselmann zu doziren fort, „ist aber etwas anders als der Wortlaut anzudeuten scheint. Es handelt sich nicht um einen Schaden, der schwer zu erkennen ist, sondern um einen solchen, der überhaupt nicht zu erkennen ist, absolut nicht, gar nicht, von keinem Menschen der Welt."

„Aber, Joselin, dann ist es doch kein Schaden!"

„In der That, gnädigster Herr, es handelt sich nur um einen imaginären Schaden. Ich will ein Beispiel anführen. Eure kurfürstliche Gnaden wissen, daß zur Zeit, als der heilige Tempel in Jerusalem noch stand, eine rothe Kuh, Poroh Adummoh...."

„Schreib' auf, Beifuß: Kappore der Dumme!"

„....geschlachtet und verbrannt werden mußte, deren Asche mit Quellwasser vermischt, auf die Unreinen gesprengt wurde. Eine solche, ganz rothe Kuh, war selten zu finden, und wurde, wenn sie zu haben war, sehr theuer bezahlt. Sie war aber solange nur zum Opfer tauglich, solange keine Arbeit mit ihr war verrichtet worden. Nehmen wir nun an, Reuben hat das Glück gehabt, daß ihm eine rothe Kuh, die allen Anforderungen des Religionsgesetzes entspricht, in seiner Heerde geboren worden ist; da kömmt Simon und spannt die Kuh in's Joch und pflügt mit ihr. Das bischen Pflügen hat der Kuh nichts geschadet, sie ist noch dieselbe, die sie vorher war; allein zu dem relgiösen Zwecke ist sie nicht mehr tauglich, und die Kuh, die vorher mit 1000 Goldgulden oder mehr bezahlt worden wäre, ist jetzt den hundertsten Theil dieser Summe nicht mehr werth. Jetzt ist die Rechtsfrage die: Muß Simon den angerichteten Schaden ersetzen oder nicht? Kann er zu Reuben sagen: Hier ist Deine Kuh, unversehrt, wie sie war, was willst Du also von mir? oder kann Reuben Schadenersatz beanspruchen?"

„Und wie entscheidet Ihr in solchen und ähnlichen Fällen?"

„Wir entscheiden nach dem Vorgange unseres großen Lehrers Maimonides..."

„Schreibe den Namen auf, Beifuß!"

„Daß ein imaginärer Schaden eigentlich kein Schaden ist, daß also die Zufügung eines solchen nicht zum Schadenersatz verflichtet. Daher ist Derjenige, der im Irrthum, ohne Vorsatz einen derartigen Schaden anrichtet, vom Schadenersatze freizusprechen; in dem angeführten Beispiele, wenn er nicht weiß, daß die Kuh für eine Poroh Adummoh bestimmt ist, oder wenn er nicht weiß, daß eine mit ihr verrichtete Arbeit sie untauglich macht. Damit aber nicht Jeder in dieser Weise ungestraft seinem Nebenmenschen Schaden zufüge, haben die Rabbinen bestimmt, daß bei vorsätzlicher Schadenzufügung Schadenersatz zu verhängen sei."

„Eine sehr vernünftige Entscheidung. Ich denke, ich weiß jetzt genug vom Talmud, um den Pfefferkorn ad absurdum zu führen. Gib mir Deine Notizen, Beifuß."

Der Leibarzt that, wie ihm geheißen wurde. Der Kurfürst las die hebräischen Worte und ließ die Aussprache sich solange korrigiren, bis sie ihm geläufig wurde. Dann winkte er mit der Hand, und die Audienz war zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisches.

Kleine jüdische Charakterzüge. Ein junger Ehemann, dem eine Tochter geboren wurde, kam zur Namengebung in die Synagoge. Auf die Frage des Kantors, wie das Kind auf hebräisch heißen solle, erwiderte er: „Hiebe."

Staunend sieht ihn der Kantor an. Darauf sagt der junge Vater, sich verbessernd: „Nun besinne ich mich: „Keile" soll sie heißen, ja so etwas wie Prügel war's. *) קילא „Schöne" ist ein jüd. Frauenname.

Ein Angeklagter protestirt mit aller Entschiedenheit gegen die Vernehmung eines Belastungszeugen, da derselbe ihm feindlich gesinnt sei. — „Hatten Sie einen Streit mit ihm?" fragte der Vorsitzende. — „Nein, das ist es nicht." — „Schuldet er Ihnen Geld?"—„Auch das ist nicht der Fall." — „Nun wohl, warum soll er Ihnen denn feindlich gesinnt sein?" — „Ich war Schadchen (Heirathsvermittler,) bei seiner jetzigen Frau," entgegnete der Angeklagte, „und das trägt er mir heute noch nach."

Blutarmuth. Richter: „Angeklagter, Sie haben vorliegendes Bügeleisen gestohlen, was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung vorzubringen?" Angekl. „Hoher Herr Richterleben, s'is Kaner schuld wie mein Doktor, er hat gesagt, ich bin blutarm, ich muß nehmen Eisen, hab ich genommen das Bügeleisen."

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, - - Redakteur.

Cincinnati, 20. Januar 1888.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite"	4 00
Sabbath Visitor"	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Der Artikel „Toleranz" wird in unserer nächsten Nummer erscheinen.

Die Universität in Zürich promovirte den dort angestellten jüdischen Lehrer und Prediger Dr. Landau zum Doktor der Philosophie "magna cum lauda."

~~Im Bene Jeschurun Tempel heute~~ Abend, Vorlesung über das Thema „Jehovah kommt von Sinai." Anfang des Gottesdienstes um halb 8 Uhr. Freie Sitze.

Wir haben in der letzten Nummer der „Deborah" die Behauptung aufgestellt, daß das reformatorische Judenthum in Amerika als selbstemanzipirt zu bezeichnen ist, und fügen nur noch hinzu, daß nicht Einer der vielgenannten und vielbelobten Reformrabbiner eine Reformgemeinde gegründet hat, daß die wenigen bekannten Kultusbeamten und Prediger viel mehr geleistet haben in dieser Richtung als die hochbesoldeten Herren, die sich, sozusagen, überall in's gemachte Bett hinein gelegt haben. Der selige Dr. Hübsch war in New York vielleicht der Einzige, der mit Hülfe des Präsidenten Stein und des Kantors Welsch eine stark orthodoxe Gemeinde reformatorisch gestimmt hat. Als Vorkämpfer und Bahnbrecher haben die Rabbiner nicht nur nichts geleistet, sondern sie mußten in vielen Gemeinden erst dazu gezwungen werden für die Reform einzustehen. Hauptsächlich jedoch waren es die Laien und nicht die Rabbiner, die die Reform gegründet haben. Viele von den Männern, die 1842 die Emanuel Gemeinde gegründet und später Dr. Merzbacher und Kantor Kohn aufgenommen haben, sind noch am Leben (z. B. Wilhelm Renau) und können als Zeugen auftreten. Von der allerersten Reformgemeinde in Charleston liegen die Prozeßakten und die richterliche Entscheidung aus den dreißiger Jahren vor. Da sind es die portugiesische Privatleute, keine Rabbi, die für die Sache eingestanden sind. Von der Har-Sinai Gemeinde in Baltimore leben noch mehrere von den Gründern: Butzel, Lauer, Wachmann, Bettmann, die können sich erinnern, wie die Gründung der Gemeinde durchgeführt wurde. Folgende Schriftstücke aus jener Zeit sind lesenswerth:

Schreiben des Sekretärs der Har-Sinai Gemeinde an Dr. Gothold Salomon in Hamburg.

Baltimore, 1842.

Herrn Dr. Salomon, Hamburg.

Werther Herr!—Ein edler Zweck macht kühn! Deswegen, in der Hoffnung daß das Gute sich einer freundlichen Aufnahme bei Ihnen zu erfreuen hat, möchte ich einige Zeilen an Sie richten um gleichfalls zu bitten, einen kleinen Theil Ihrer kostbaren Zeit unserem jungen Verein, der sich vor ungefähr 5 Wochen hier gebildet hat, zu widmen.

Ist Ihnen jemals ein auf strenge Wahrheit begründeter Bericht über den geistlichen Zustand der hier wohnenden Israeliten zugekommen, dann werden Sie daraus ersehen haben, daß derselbe sehr verwahrlost ist.

Der Aberglaube, der in Europa so rüstig bekämpft wird, scheint hier, in diesem freien Lande, wo sowohl dem Guten als dem Bösen ein großes Feld gegeben ist, ungebunden und zügelloser, als sogar unter den orthodoxen Rabbinern Europas, deren Fanatismus durch den Machtspruch der dortigen Regierung in enge Grenzen zurückgedrängt wird.

Es sind zwei Gemeinden hier, jede hat ihre eigene Schule oder Synagoge.

Ein Seelsorger, Herr Abraham Reiß, wacht über beide.

Er wacht über ihre Seelen, daß Nichts denselben in ihrem langen Schlafe störe.

Ist es der Vernunft einmal gelungen, die betäubte Seele aus ihrer Ruhe aufzurütteln, ist sie unruhig von bösen Träumen gequält, dann wird schnell ein beruhigender Trank bereitet, wozu die köstlichsten Ingredienzen aus der Speisekammer der Mystiker genommen werden.

Dieser Mann soll dem Namen Jude wieder einen guten Klang geben!

Dieser soll dem Juden zu einem würdigen Bürger der Republik machen.

Der Jude, der seinen Schachergeist, seine falschen Grundsätze mit nach hier gebracht, wird hier noch mehr verdorben.

Der Jude, in dessen Seele es zu tagen angefangen hat, findet hier keine Aufmunterung und wiedersträubend beugt er sich unter das Joch der Pfaffen.

Der Jude, der reinere Begriffe über Religion hat, dessen Vernunft über die Macht der Gewohnheit gesiegt—ist hier einsam unter dem großen Haufen. Er wohnt keinem öffentlichen Gottesdienst bei, weil solcher weder seinem Herzen noch Verstand zusagt. Er überläßt es dem Zufall—seine Seele zu Betrachtungen zu stimmen.

Um diesem Uebel zu steuern, haben wir hier einen Verein, der den Namen „Har-Sinai" führt, gebildet, und beschlossen den Gottesdienst zu einzuführen, wie er im Tempel zu Hamburg besteht.

Dieses zu erreichen, bitten wir Sie hochachtungsvoll um Ihren werthen und geneigten Beistand, ebenso um 1 Dutzend Gebetbücher, 1 Dutzend Gesangbücher, die zu den Gesängen passenden Noten und auch um einige Ihrer Predigten, um so bald als möglich den Gottesdienst zu den hernahenden Feiertagen schon eröffnen zu können, und sollte es uns sehr freuen, solche baldigst zu erhalten.

Zum Ankauf obiger Gegenstände übermachen wir Ihnen hiermit $40 auf Bremen nach Sicht. Sollte dieses nicht hinreichend sein, die Kosten zu decken, so wollen wir Ihnen dankend in unserem Nächsten, den Saldo berichten, und im Gegenfalle bitten wir um mehr Gebetbücher.

Unser Verein ist zwar noch jung und in jeder Beziehung noch sehr schwach, aber diese wenigen Mitglieder sind von dem reinsten Eifer beseelt, zur Beförderung und Gedeihen der guten Sache, und das wird unser Bemühen sein, wenn Sie uns mit gütigem Rath beistehen, wozu uns Ihr anerkannter Ruf als Beförderer des Guten keine ungegründete Hoffnung giebt.

Schließlich erlauben wir noch zu bitten, uns gefälligst zu benachrichtigen, auf welche Weise wir die „Juden-Zeitung" von Dr. Philippson erhalten können.

Hochachtungsvoll,

M. Bettmann,
Sekr. Har-Sinai-Verein.

Sutros Brief an Bettmann.

Der Herr Sekretär, beiläufig gesagt, ist der ältere Bruder des Herrn B. Bettmann, Präsident vom Board of Governors im Hebrew Union College, verließ Baltimore im darauf folgenden Jahre, da schrieb ihm Herr Sutro Folgendes:

Baltimore, 1. Sept. 1843.

Herr Bettmann! Freund!

Sie wollen den Verein in einem Anflug von Unmuth verlassen. Wie! Wie! Bettmann, der immer obenan stand, wenn es galt etwas zu veredeln, zu verschönern; Bettmann, der thätige Arbeiter, wenn der Ruf des göttlichen Werkes erscholl; Bettmann, der dem Verein im Unglück treu geblieben, will sich von ihm trennen, jetzt, da er konvaleszent, da er von einem höheren Geist durchweht, kräftiger wieder das tief gesunkene Haupt erhebet? Bettmann! Bettmann! Auf entfernte Meilen folge dir Har Sinai's Schatten nach! Sie wollen die Erinnerungen tilgen, die Sie an Baltimore fesseln; Sie wollen den letzten Zweig brechen, wollen sich von der Liste streichen lassen, auf welcher Ihr Name so lange ehrenvoll gestanden und so gern gesehen war! Pause. Die Täuschungen der Jugend schwinden, unsere Einbildungskraft erkaltet, und dann tauchen alte Erinnerungen in unserer Seele auf—und dann werden Sie manches Mal mit stiller Wehmuth nach Baltimore zurückblicken, wo sich Ihr Herz groß der geselligen Freude geöffnet hat! Können Sie läugnen, daß der Verein unter den denkenden Menschen hier und in Europa Aufmerksamkeit erregt? Ein mächtiger Geist regt die mächtigen Glieder. Und wird der Verein, was er werden kann und soll—hören Sie in weiter Ferne rühmlich von ihm sprechen, wird sich Ihr Herz nicht mit edlem Stolze füllen, wenn Sie sich sagen können: „Ich habe helfen den Grundstein legen." Es ist kein Club—kein Machwerk einiger jungen Leute.—Es ist die rohe Skizze eines göttlichen Gedankens. Sollte die Kontribution von $3.25 die Ursache sein? Nein! Nein!

Es wäre Bettmann nicht, und ich würde keine Zeile auf ihn wagen.

Freund Sutro.

Was die Herren Rabbiner in ihrer respektiven Heimath geleistet haben, das kann hier nicht berücksichtigt werden, wenn von dem Fortschritte im amerikanischen Judenthume die Rede ist. Was dieselben hier geleistet und was sie zu leisten unterlassen haben, davon war in unserer letzten Nummer die Rede, und da haben wir noch Folgendes nachzutragen:

Eine besondere Aufgabe der Reformrabbiner in Amerika war das Judenthum in der öffentlichen Meinung als ein vernünftiges und Achtung gebietendes Bekenntniß zu etabliren.

Der Jude hat sich in kurzer Zeit die Achtung seiner Mitbürger erworben. Er zeichnete sich aus durch Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Redlichkeit, Unternehmungsgeist, Gemeinsinn und Bürgertugend. Er schloß sich rasch und fest den freien Institutionen an und nahm regen Antheil an des Volkes Wohl und Weh. Er war als Geschäftsmann erfolgreich und man hatte nichts Unwürdiges ihm vorzuweisen. Dazu kam noch das unbescholtene Familienleben, das Gründen wohlthätiger Gesellschaften und Anstalten, das Erbauen großartiger Tempel, Spitäler, Waisenhäuser u. s. w., die öffentlichen Versammlungen für religiöse und wohlthätige Zwecke, und man sah bald im Juden den nützlichen Bürger, die Arbeitskraft und das moralische Streben, das ihm einen Ehrenplatz in der öffentlichen Meinung einräumte. Ein Juda Touro und andere reiche Leute machten durch ihre Vermächtnisse einen trefflichen Eindruck auf die amerikanischen Humanisten. Juda P. Benjamin schadete dem Juden im Norden, nützte ihm aber im Süden als Patriot und Staatsmann. Wie im „American Jewish Annual" aus der trefflichen Arbeit des Herrn Louis Abraham zu ersehen ist, hatten die Juden auch im Norden hinlänglich Vertreter in Civil- und Militärämtern früher herrschende Vorurtheile zu überwinden. Der Jude war rasch emanzipirt und eingebürgert, nicht aber das Judenthum, das nahm eine niedrige Stellung ein. Ein Heer von gedungenen Missionären, unterstützt von vielen Pfaffen und Pfaffinnen in allen Theilen des Landes redeten dem Publikum ein, der Jude sei ein unwissender, abergläubiger und halsstärriger Mensch, der die Christen und das Christenthum haßt; die christliche Liebe befiehlt, daß die Bedauernswerthen aus den Klauen ihrer fürchterlichen Rabbiner gerettet und aus der Verdammniß erlöst werden. Auf der anderen Seite stand der aus Europa herübergeschleppte Atheismus, der alle Religion verspottete und jeden religiösen Menschen als Dummkopf oder heuchlerischen Pfaffen bezeichnete. Dazwischen stand der Jude mit seinem Judenthum, bemitleidet, verkannt und verfolgt von der einen Seite, verspottet und verhöhnt von der anderen Seite. Die aus dieser Stimmung erfolgten Angriffe auf Judenthum und Juden waren eben so zahlreich wie unverschämt und lächerlich, und es wurde Mode, Atheist zu sein, oder das bischen Judenthum so gut als möglich zu verbergen und zu verleugnen, oder sich wieder in die Abgeschiedenheit und die Finsterniß des alten Ghetto hinein zu flüchten. Für die Dauer konnte dieser Zustand nicht anhalten, ohne das Judenthum und den Juden in der öffentlichen Meinung zu vernichten, was nur die schroffsten Finsterlinge für die Dauer im Judenthume erhalten hätte, die große freigewordene Masse mußte demselben nothwendiger Weise entrinnen. Es mußte eine Ehre sein, dem Judenthume

Lokales.

Deutsches Theater.

Trotz der großen Kälte am letzten Sonntag Abend fand sich ein zahlreiches Publikum im Grand Opern Haus ein, um der Aufführung von „Die Goldfische" beizuwohnen. Es ist ein ausgezeichnetes Stück und wurde mit großem Beifall aufgenommen. Das Stück wird heute (Freitag) Abend im Odeon auf Walnut Hills wiederholt. Am nächsten Sonntag Abend wird dem großen Komiker, Herrn J. Ascher, ein Benefiz gegeben, bei welcher Gelegenheit das musikalisch-komische Stück: „Der Registrator auf Reisen," zur Aufführung kommt.

Eine neue Landkarte.

Unter den letzten Ausstellungen, eine wahre Pracht der Graveur-Kunst, ist eine große Taschen-Landkarte, herausgegeben von der St. Paul, Minneapolis & Manitoba Eisenbahn, welche der ganze Nordwestliche Theil, zwischen Chicago und dem Pacific Ozean, in Detail angiebt. Dieselbe wird unentgeltlich an irgend eine Adresse versandt. Man wende sich an C. H. Warren, General Passagier-Agent, St. Paul, Minn.

Ayer's Sarsaparilla ist das wirksamste Blutreinigungsmittel, und eine Quelle der Gesundheit und Stärke. Sei weise zur rechten Zeit. Alle verderblichen Ansteckungen werden durch dieses unvergleichliche Mittel rasch vertrieben.

Verlobungen.

Wolff—Victor. Herr Jacob S. Wolff von Joplin, Mo., mit Fräulein Minnie Victor von Columbia, Mo. Keine Karten.

Nationalliberalen und Freikonservativen und der Abwehr aller politischen und religiösen Fanatiker."

Nach einem Hinweis auf etwaige dem Reiche (oder dem herrschenden System?) drohende Gefahren und auf die Nothwendigkeit der Eintracht unter den sogenannten nationalen Parteien sagt das offiziöse Blatt zum Schluß:

Wenn eine der Parteien noch politischen Elemente in sich birgt, die keinen Frieden zu halten vermögen, die kurzsichtig genug sind, die Sonderinteressen der politischen oder religiösen Fraktion, der sie angehören, für das Wesentliche zu halten, so wünschen wir, daß diese Gegner des Kartells doch noch genug patriotisches Empfinden besitzen, um auf eine weitere politische Thätigkeit zu verzichten. Herr Stöcker hat mit seiner Resignation bei den letzten Wahlen darin ein anerkennenswerthes Beispiel gegeben. Wo aber das erforderliche patriotische Gefühl mangeln sollte, sind die Kartellparteien verpflichtet, mit rücksichtslosem Zwange nachzuhelfen.

Herr Stöcker wird sich für das zweifelhafte Lob, das hier seiner Resignation gezollt wird, bedanken, und seine Anhänger werden zu einem freiwilligen Verzicht schwerlich zu bewegen sein. Dann wird man also „mit rücksichtslosem Zwange nachhelfen" und den Stöckerianern den Stuhl vor die Thür setzen müssen. Das kann hübsch werden, bemerkt dazu das B. T. (Isr. Volksblatt.)

Inland.

Philadelphia.

Die Charakteristik unserer Zeit ist die Charakterlosigkeit, oder sagen wir lieber, um nicht zu hart zu erscheinen, Charakterschwäche! sie zeigt sich auf allen Gebieten; am meisten und widerwärtigsten tritt sie auf dem religiösen Gebiete hervor. Daher dies Hin- und Herschwanken nach verschiedenen Richtungen; daher dies widerwärtige Liebäugeln mit Fremdartigem — von jeher Israels Nationalschwäche!——wie es besonders in der Mitfeier spezifisch christlicher Feste, z. B. des Weihnachtsfestes, in so gedanken- und geschmackloser Weise alljährlich hervortritt. Als ob unsere religiösen Feste, mit ihrem reichsten und zugleich frohen Inhalte, nicht genügende Veranlassungen bieten, zur freudigen Feier in der Familie und Gemeinde! Veranlassungen zur erziehlichen Entfaltung des Gemüths- und Seelenlebens der Jugend, und zur Stärkung des religiös-geschichtlichen Bewußtseins in den Alten!

Wir wissen wohl, daß die Strömung unserer Zeit derartigen geselligen Freuden entgegen ist. Sie hat zunächst die Pflege des Gemüthslebens innerhalb der Familie bedeutend abgeschwächt. Die Familie der Neuzeit ist nicht mehr während der Abendzeit oder an Sabbath und Festzeiten der Sammelplatz der während der Tages- oder Wochenzeit zerstreuten Glieder derselben. Sie, die sonst die Quelle aller Tugenden war, eine Stätte bescheidener, freudiger Pflichterfüllung, ein Platz friedlichen Zusammenlebens und seelischer Vereinigung, ist heute, mit wenigen Ausnahmen, zu einem zeitweisen Aufenthalte für die Befriedigung nothwendiger Lebensbedürfnisse heruntergesunken. Man ißt, trinkt und schläft im Hause; alles Andere: Geselligkeit, Freude, Erholung, Unterhaltung und im seltensten und besten Falle, Belehrung, sucht man außer dem Hause. Können wir die Jugend deshalb anklagen? dürfen wir ihr Mangel an Häuslichkeit und Hang zu Zerstreuungen zum Vorwurfe machen, wenn Vater und Mutter ihr das Beispiel zu denselben geben? Wenn wir die Eltern wegen ihrer Gedankenlosigkeit, die sie oft in dem verderblichen Einflusse auf ihre Kinder später bitterlich zu bereuen haben, anklagen müssen, so können wir die Jugend nur bedauern, daß sie in geistlosen, gesellschaftlichen Unterhaltungen, in Vereinigungen zu nichtssagenden und bedeutungslosen Zwecken Befriedigung sucht. Das vorherrschende Verlangen nach sinnlichen Vergnügungen und nach körperlichen Genüssen sind Zeichen eines niedrigen moralischen und geistigen Standpunkts. Sie vermögen wohl für einen Augenblick das bessere Selbst zu betäuben, und einen Rausch zu erzeugen, der für den Moment uns als Befriedigung erscheint; aber wirkliche Erholung zu schaffen, die nicht nur wohlthätig auf den Körper, sondern auch auf das innere Leben wirkt, vermögen nur Genüsse, die zugleich geistig und seelisch durchtränkt sind. Diese bieten geistige Erhebung, jene sumliche Erniedrigung; diese sind Kräftigung zum ernsten Lebenswerk, jene Schwächung der Lebenskraft; jene erzeugen freudiges, männliches Selbstbewußtsein, diese hinterlassen das schwächende und entmuthigende Gefühl thörichter Selbsterniedrigung!

Jenes Genießen, jene wirkliche Seelenfreude zu erlangen, bedarf es keiner besonderen, kostspieligen Veranstaltungen und Vereinigungen. Sie setzt eben einen gewissen Grad von Geistes- und Seelenbildung voraus, die wir allerdings bei unserem Geschlechte leider sehr vermissen. Bei dem älteren Geschlechte dürfen wir die Erstere im großen Ganzen kaum voraussetzen, ohne daß wir ihr wegen dieses, in ihrer Vergangenheit begründeten Mangels, einen Vorwurf machen könnten. Eine oberflächliche, mehr äußerliche Kultur, und der Einfluß einer Zeitrichtung, die im Erwerben und Genießen die Haupt- und meist einzigen Ziele des Lebens sind, hat eine innere Leere erzeugt, die man durch äußerliche Mittel auszufüllen bestrebt ist. Bestehen nicht große Gesellschaften unter uns, die unter falschem Aushängeschild figuriren und die Tausende zu jenem Zwecke spenden, die man, als übertriebene Anforderungen, sich weigern würde, edleren und höheren Zwecken zu opfern!

Wir wollen hier, um Mißverständnisse zu vermeiden, gleich hinzufügen, daß wir nicht zu denen gehören, welche dem Menschen jede Freude versagen und ihn zu einem Anachoreten, zu einsiedlerischen Grübler machen möchten. Wir freuen uns der jugendlichen Lebensluft und fühlen eine besondere Befriedigung in dem Anblick des Alters, das sich die Befähigung zum frohen Genusse erhalten hat. Ebensowohl wissen wir, daß der Mensch nur sich recht zu freuen und wahrhaft zu genießen vermag im Vereine mit Anderen, Gleichfühlenden und Gleichgesinnten, und daß „getheilte Freude doppelte Freude" ist. Wir möchten nur jener Charakterschwäche, deren wir Eingangs gedachten, entgegentreten, die in der herrschenden Tendenz unserer Zeit und unseres Geschlechtes besonders stark zu Tage tritt, die wir oben gekennzeichnet, und die das Familienleben schädigt und nach und nach ganz zu zerstören droht. Wir begrüßen um so mehr die Bemühungen denkender Männer, besonders geistiger Führer unserer Religionsgemeinden, den natürlichen Hang der Jugend zur Unterhaltung in die rechten Kanäle zu lenken, und durch gesellige Belehrung und vergeistigte Freuden dem Gemüth- und Seelenleben diejenige Nahrung zu bieten, die ihr die Familie versagt. Leider sind diese Bemühungen noch vereinzelt und beschränkt, aber ein „gut' Ding will Weile haben!"

Wir trösten uns mit den vielgebrauchten und mißbrauchten Worten: „Entwickelung und Fortschritt!" obwohl damit nicht zugleich das Gute gesetzt ist. Es kann auch das Gegentheil sich entwickeln und fortschreiten. Darum sagen wir lieber, wenn es nicht zu altmodisch klingt: „ein guter Anfang, dem mit Gottes Hilfe ein gedeihlicher Fortschritt zum Besseren folgen wird!

Daß das jüngere Geschlecht willig ist, sich belehren zu lassen, zeigt die zahlreiche Versammlung, die trotz der äußerst ungünstigen Witterung dem letztsonntäglichen Vortrage des Herrn Rabbiners Krauskopf im Tempel beiwohnte. Wir hoffen, daß wir uns in unseren obigen Bemerkungen nicht in Widerspruch mit den Ausführungen gesetzt haben, die der Redner an sein Thema: "The Past and Present" knüpfte. Wir möchten nämlich nicht zu denen gerechnet werden, von denen der alte Weise behauptet, daß sie nicht aus Weisheit sagen, die alten Zeiten seien besser, als die neuen. Der Redner führte aus, daß bei dem Beginne des neuen Jahres die ewigen Klagen über die Verderbtheit und Gottlosigkeit der Neuzeit im Vergleiche mit den „guten alten Zeiten" sich wiederholen, und daß, wenn wir diese Klagen und Anklagen beim Lichte der Geschichte näher untersuchen, wir dieselben vollständig unbegründet finden. Die Menschheit schreitet stets unabläßig, wenn auch nicht immer in gerader Linie, auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens voran, und steht auch in sittlich, moralischer Beziehung nicht hinter der Vergangenheit zurück, wie der Redner durch Hinweis auf die prophetischen Klagen und Ermahnungen eines Malachi, Amos Hosen, Jesaiah und Jeremiah zu erhärten suchte. Die Rede wurde, wie gewöhnlich, durch reichliche Illustrationen und Anführungen aus dem Gebiete der neuesten Erfindungen um so interessanter gemacht, die, indem sie ein bedeutendes Gedächtniß voraussetzen, zugleich zeigen, daß Herr Dr. Krauskopf mit den neuesten Erzeugnissen modernen Fortschrittes sich vollständig vertraut gemacht hat.

Ein Beweis, daß unsere russischen Eingewanderten im südlichen Stadttheile nicht nur materielle Fortschritte während ihres Hierseins gemacht haben, sondern auch bereit sind, die ihnen dadurch gewordenen pekuniären Mittel für religiöse Zwecke zu verwenden, ist der Ankauf einer alten Kirche an der Lombard Straße, oberhalb der Vierten, von Seiten der Gemeinde "Sons of Jacob." Die Kaufsumme von $9,000 muß binnen 5 Monaten bezahlt werden, und die nöthigen inneren Veränderungen werden noch weitere Geldopfer erfordern. Es ist dies der zweite derartige Ankauf seit einigen Jahren, zum Zwecke der Umwandlung der erstandenen Kirchen in Synagogen. Wenn unsere russischen Glaubensgenossen so fortfahren, werden sie die christliche Bevölkerung im südlichen Stadttheile entweder mit der Zeit verdrängen oder judaisiren!

Ueber die nächsten Sonntag den 8. ds. stattfindenden 23. Jahresversammlung unseres Hospital-Vereins, in der, außer den gewöhnlichen Vorlagen, Anträge für Neubauten zur Verhandlung resp. Beschlußnahme kommen werden, können wir erst demnächst berichten.

Philemon.

Januar 6., 1888.

Ausland.

Berlin.—Der „Evangelisch-kirchliche Anzeiger" schreibt: „Die englische Missionsgesellschaft unter den Juden, die große Summen für ihre Zwecke ausgiebt, hat auch in Paris Versammlungen angekündigt. Leider ist der Versuch aber sehr ungünstig ausgefallen, da die englische Art, dergleichen zu betreiben, den französischen Sitten nur wenig zusagt. Die Wahl der Stadtgegend, in welcher die Versammlung stattfand, war eine günstige, denn das Viertel Saint Antoine ist gut gelegen, dennoch endete der Versuch mit einer völligen Niederlage. Einige dreißig Juden hatten sich eingefunden und hörten zunächst geduldig dem Vorlesen eines Kapitels aus der Bibel und einem sehr langen Gebet zu, das vollständig wie an Christen gerichtet war. Dann folgte eine 25 Minuten dauernde Abhandlung über die Israeliten, von der die Zuhörer nichts verstanden, da sie in englischer Sprache gehalten ward. Erst nach Beendigung derselben wurde der Inhalt ihnen durch einen Dolmetscher übersetzt. Dann abermals eine lange englische Ansprache des Agenten (sic!) der Gesellschaft, und als wohl über die Hälfte der wenigen Anwesenden den Saal noch während derselben verließen, machten sie ihrem Mißfallen an dem Gehörten durch lautes Pfeifen Luft. Trotzdem versuchte man es noch weiter, durch theils englische, theils französische Ansprachen die Zwecke der Gesellschaft zu verfolgen."

Berlin. — Professor Lehmann Helborn, der Hausfreund der kronprinzlichen Familie, hat den rothen Adlerorden 3. Klasse erhalten.

Budapest.—Am 18. Dezember, um 2 Uhr Nachmittags fand die Beerdigung des jüdischen Rittmeisters Bernahrd Barber statt. Unter den Trauergästen befanden sich die Kommandanten General-Major von Diömrey, General-Major von Holbein, Oberst von Rödiger, General-Stabschef, Major von Ritt und zahlreiche andere höhere Militärs. Den Leichenzug begleitete eine Militärkapelle. Die Trauerrede hielt Prediger Dr. Kohn. Auf dem Friedhofe feuerten die Husaren die üblichen Salven ab. (Oesterr. W.-Sch.)

Düsseldorf. — Das projektirte Heine-Denkmal ist durch ein großes Geschenk gesichert. Die nothwendigen Beiträge von insgesammt 80,000 Mark sind, der „Fr. Ztg." zufolge bereits vollständig gezeichnet, da die Kaiserin von Oesterreich 50,000 Mark für das Denkmal dem Kommittee überwiesen hat.

Frankfurt, a. M.—Unsere städtischen Anlagen schmücken verschiedene Denkmäler berühmter Männer der Mainstadt; eine Zierde derselben ist das dem Dichter und Schriftsteller Börne von der Hand Kaupert's errichtete. Anstatt dieses Kunstwerk mit Verehrung zu betrachten, als dem Andenken eines Mannes geweiht, der mit seiner Feder für Freiheit und Recht gestritten, wurde es schon dreimal innerhalb weniger Jahre das Opfer des Vandalismus halbwüchsiger, unreifer Bursche, welche leider nicht ergriffen werden konnten. Anfangs dieser Woche war wieder das ganze Postament (Sockel und dessen Reliefs) mit einer ätzenden Flüssigkeit übergossen, ohne daß man eine Spur von den Thätern fand. Man trägt sich nun mit dem Gedanken, das Denkmal nach der Stadtbibliothek zu überführen, um dasselbe vor bübischer Hand zu schützen.

Frankfurt. — Uns sind, schreibt die K. P., in diesen Tagen mehrfach Flugblätter antisemitischen Inhalts zu Gesicht gekommen, welche hier in der Stadt vertheilt werden und sämmtlich, wie ein ausdrücklicher Vermerk auf dem unsauberen Pamphlete sagt, von Theod. Fritsch in Leipzig (Windmühlenstraße 28) zu beziehen sind. Eines dieser Blätter trägt das in Holzschnitt wiedergegebene Bildniß des Fürsten Bismarck und bemüht sich in einem plump stilisirten Artikel, die „segensreiche Thätigkeit" der Antisemiten herauszustreichen und die „Gefährlichkeit der Juden" nachzuweisen. Ein anderes als „Extrablatt" ausgegebenes Elaborat des genannten Verlages entblödet sich sogar nicht, das bevorstehende Weinachtsfest für die Judenhetze auszubeuten, und warnt davor, bei israelitischen Geschäfts-

leuten Einkäufe zu machen; aber freilich, wenn im Reichstage die antisemitischen Hetzreden eines Böckel mit Andacht angehört werden, statt daß man diesem Herrn angesichts der Würde des Hauses ein wenig Erziehung beibringt, so darf man sich nicht wundern, wenn, was droben stillschweigend gutgeheißen wird, drunten geschäftigen Wiederhall findet. Wenn aber jene Patrone mit ihrem hetzerischen Treiben glauben bei der Frankfurter Bürgerschaft Geschäfte machen zu können, so kennen sie dieselbe schlecht!

Kiew (Rußland). — Die in's Leben gerufene hiesige polytechnische Schule hat in ihre Satzungen die Bestimmung aufgenommen, daß Juden am Unterricht nicht theilnehmen dürfen. Das Merkwürdige dabei ist, daß dieses Institut zum Andenken an den verstorbenen Kaiser Alexander II. von Juden gegründet und die Unterhaltungskosten aus Mitteln fließen, die größtentheils von Juden aufgebracht sind.

Lodz.—Vor einigen Tagen ereignete sich hier ein entsetzlicher Fall. Bei einer Synagoge diente seit vielen Jahren ein 80jähriger Greis, mit Namen Aron, dessen Pflicht es war, die Stiegen reinzuhalten, die Lampen anzuzünden 2c. Als er vor einigen Tagen die hochhängende Lampe anzünden wollte, versagte ihm die zitternde Hand den Dienst, die Lampe fiel ihm auf das Haupt und das brennende Petroleum ergoß sich über den Greis. In einem Augenblicke setzte sich die ganze Kleidung des Unglücklichen, sowie der lange weiße Bart in Flammen. Auf den Treppen war niemand, der Greis stürzte also, um Hilfe rufend, auf die Straße. Beim Anblick dieser Feuersäule erhob sich auf der Straße ein schreckliches Geschrei. Mehrere scheu gewordenen Pferde sprangen auf die Seite, warfen die Wagen um und rissen die Vorübergehenden zu Boden. Einige energische Personen kamen endlich dem unglücklichen Greise zu Hilfe und rissen ihm die brennenden Kleider vom Leibe. Es war aber schon zu spät. Der Unglückliche gab unter schrecklichen Qualen seinen Geist auf.

München. — Die Chanukaschlußfeier war gleichzeitig mit einem erhebenden Jugendgottesdienst verbunden. Nach einer feierlichen Ansprache an die zahlreich versammelte Schuljugend seitens des Hrn. Dr. Perles wurden an die freudig erregten Kleinen die zur Erinnerung an die Synagogen-Einweihung geprägten Denkmünzen vertheilt.

Marburg. — Die Antisemiten unter sich. Das Blatt des Herren Böckel schreibt, daß Herr Stöcker zu glauben scheine, „den Antisemitismus zur Ausbeutung für seine hochkirchlichen Zwecke gepachtet zu haben." Der Böckel sei ihm nur ein höchst unliebsamer Konkurrent. Die „faulen Witze" und abgedroschenen Redensarten des Herrn Stöcker machten „aber bei denkenden Antisemiten, die auch praktisch im Volksleben wirken, keinerlei Eindruck. Wenn übrigens Herr Stöcker, wie er angedeutet hat, in Oberhessen gegen Böckel agitiren kommen wolle, so möge er ruhig loslegen; das Landvolk werde ihm die Antwort nicht schuldig bleiben. Das Blatt des Herrn Böckel spricht überhaupt von dem Antisemitismus des Herrn Stöcker nur noch mit Anführungszeichen und kündigt an, demnächst die verschiedenen Häutungen dieses „Antisemiten" näher zu beleuchten. Die Beleuchtung kann schön werden. Jeder dieser Antisemiten wird von dem andern abgethan.

Neapel. — Kürzlich fanden hier die Munizipalwahlen statt. Unter den neu gewählten Stadtvätern befinden sich nicht weniger als vier unserer Glaubensgenossen.

Paris.—Im „Constitutionel," welcher bekanntlich von einem engagirten Katholiken redigirt wird, begegnen wir folgender interessanter Federarabeske: „Herr Eduard Drumont hat in seinen vielgelesenen Schriften wiederholt die Behauptung aufgestellt, daß Frankreich lediglich durch Juden korrumpirt werde. Wenn Herr Drumont nun die jüngste Skandalkrisis in allen ihren komplizirten Phasen vorurtheilsfrei überblickt, wenn er sich die Hauptdeputanten, welche darin eine so schmachvolle Rolle spielen, genauer ansieht, ja wenn er sich selbst diejenigen vergegenwärtigt, welche hinter den Koulissen stehen und als die eigentlichen Frevler gelten, so wird er jetzt zugeben müssen, daß er sich geirrt hat. Das famose Stichwort „Cherchez le juif," mit welchem bereits so großer Unfug getrieben worden, hat für diesen Skandalprozeß absolut keine Bedeutung Wohin der forschende Blick der Anti-Semiten sich auch richtet, nirgends begegnet er in diesem politischen Melodrama einem Israeliten. Franzosen, Franzosen von reinem Blute, sind es, welche den Ordensschacher betreiben. Franzosen waren es, welche daran profitirten. Selbst die Zwischenhändler waren Christen.

Paris. — Madame Boucicaut, die Besitzerin des Weltgeschäfts „Bon Marche" hat, wie der Notar Gatine dem Grandrabbin Zadok Kahn mittheilt, in ihrem Testament auch die jüdische Gemeinde bedacht. Die betreffende Stelle im Testament lautet: Milde Stiftungen. Ich hinterlasse dem Repräsentanten der religiösen israelitischen Interessen in Paris, Herrn Zadok Kahn, dem Grandrabbin von Paris, in der Rue St. Georges Nr. 17 wohnhaft, oder falls er nicht mehr sein sollte, dem Herrn Baron Alphonse de Rothschild, Banquier, Rue Laffite, eine Summe von 100,000 Franks." (Frau Boucicaut ist Katholikin.)

Paris.—Der neue Präsident hat an seinem Vater ein gutes Vorbild in religiöser Toleranz. Sein Vater M. Carnot hat am Thätigsten dazu beigetragen, den Arbeiten des verstorbenen S. Cahen, des Uebersetzers der Bibel, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ebenso hat derselbe, als Minister des öffentlichen Unterrichts im Jahre 1848, den Direktor der „Archives Israelites," Herrn Isidor Cahn, im Alter von kaum 22 Jahren für den philisophischen Lehrstuhl auf Lyzeum in Versailles ernannt.

Paris. — Die französische Regierung vertheilte im verflossenen Jahre mehrere hundert Rettungsmedaillen und es fielen davon nicht weniger als sieben auf unsere Glaubensgenossen. Einer der auf diese ehrenvolle Weise Ausgezeichneten hatte unter eigener Lebensgefahr eine Mutter und ihr Kind aus der Seine gezogen und nachher bei sich beherbergt.

Rom. — Der hier erscheinende stark verbreitete „Messaggero," in dessen Redaktion kein Israelit sitzt, beklagt sich wieder einmal über die Bekehrungswuth, mit welcher die katholische Geistlichkeit vornehmlich gegen Israeliten verfährt. Das Blatt berichtet zum Beleg dafür folgenden verbürgten Vorfall: „In der Via Rua wohnt eine achtzigjährige Israelitin, Namens Perla Venegiani, welche, da ihr jeder Beistand fehlte, todtkrank in das Hospital San Giovanni geschafft wurde. In dem israelitischen Krankenhause hatte sie, was freilich auffallen muß, deswegen keine Aufnahme mehr gefunden, weil sie dort bereits mehrfach und jedesmal für längere Zeit Unterkunft und ärztliche Pflege gefunden hatte. Kaum war sie in San Giovanni angelangt, als die dort angestellten Nonnen versuchten, sie noch in der zwölften Stunde mit allen Mitteln der Ueberredung der „alleinseligmachenden Kirche" in die Arme zu führen. Die arme Frau, die unverbrüchlich an ihrem Glauben festhielt, gerieth darüber in solche Aufregung, daß sie die Besinnung verlor und einige Stunden später starb. Was man eigentlich mit ihr angefangen hat, um ihren Widerstand zu brechen, konnte bis jetzt noch nicht ermittelt werden, da die betheiligten Nonnen natürlich nicht mit der Sprache heraus wollen. Fast die gesammte italienische Presse spricht von diesem Skandal, und es steht zu hoffen, daß dergleichen religiösen Vergewaltigungen in Zukunft vorgebeugt wird.

Ratibor, 16 Dezember.—In nächster Zeit soll mit dem Abbruch der alten Synagoge begonnen werden. Am letzten Sonnabend ist in derselben zum letzten Male Gottesdienst abgehalten worden. Bis zur Fertigstellung des neuen Tempels wird der Gottesdienst in dem neben der alten Synagoge befindlichen Gemeindehause stattfinden.

Stargard in Pommern.—Der hiesige Rechtsanwalt Goldstein wurde wegen Herausforderung zum Zweikampf vom hiesigen Gericht im Sommer l. J. zu drei Monaten Festuugshaft verurtheilt. Die Strafe ist im Gnadenwege jetzt auf vier Wochen herabgesetzt und von G. am 7. d. M. angetreten worden.

Geschieht ihm recht, solche mörderische Rohheiten gehören dem deutschen Adel und den Offizieren, denn Bürgerpack muß anständig sein. (Deborah.)

Ungarn.—Vor einigen Tagen fand in Kotaj die Leichenfeier des Gutsbesitzers Albert Mandel statt. Derselbe war in Budapest, wo er den Winteraufenthalt nehmen wollte, hochbetagt gestorben und sollte nun, seinem Wunsche gemäß in Kotaj beigesetzt werden. Als nun der Zug, der den Sarg brachte, hier anlangte, war es Vizegespan Zoltan, der persönlich erschien, um die Leiche des in der Ferne verstorbenen Komitats-Ausschußmitgliedes in Empfang zu nehmen, während die Stadt aus freien Stücken ihren Leichenwagen und eine Bespannung zur Ueberführung der Leiche nach Kotaj zur Verfügung stellte. Als der Zug sich der Ortschaft näherte, läuteten alle Glocken und die ganze Bevölkerung schloß sich in Festkleidern dem Zuge an, der sich zunächst in den Mandel'schen Gutshof begab. Dort wurde der Sarg vor dem Herrenhause vom Wagen gehoben und der reformirte, der griechisch-katholische und der römisch-katholische Geistliche, die sich sammt Kantoren und Chor eingefunden hatten, verabschiedeten sich nach einander in rühmenden Nachrufen von dem Verstorbenen, als der Wohlthäter der Gegend. An drei Stunden dauerte diese Zeremonie, welche die Vertreter dreier verschiedener christlicher Kulte an dem Sarge eines israelitischen Patrioten zelebrirten. Der Rabbiner konnte erst vor dem Grabe selbst die Verdienste feiern, die sich der Verblichene speziell um seine Glaubensgenossen erworben. Von Nyiregyhaza selbst hatten sich zahlreiche Notabilitäten eingefunden um den Todten die letzte Ehre zu erweisen und die ganze Feier zeigte das erfreuliche Bild religiöser Toleranz, doppelt erfreulich in einer Gegend, wo vor einigen Jahren der Tisza Eßlaer Prozeß seinen Abschluß fand.

Wien. — (Personalnachrichten.) Im israel. Tempel in der Seitenstettengasse fand kürzlich die Trauung des Universitäts-Professors Dr. Adolf Lieben mit Fräulein Mathilde Schey von Koromla statt. Unter den Anwesenden bemerkte man den Präsidenten des Reichsgerichts, Dr. Unger mit Gemalin, Herrenhausmitglied Baron Königswarter, Dr. Ludwig August Frankel 2c. (Oest. W.-Sch.)

In **London** feierte dieser Tage Frau Rachel Prussic, eine in Spitalfields lebende Jüdin ihren 106. Geburtstag bei seltener Rüstigkeit.